

五



Kaum sind die Trümmer weggeräumt, setzt in Deutschland ein Wirtschaftsaufschwung ohnegleichen ein, auch ein nimmersatter Kaufrausch: Möbel, Autos, Reisen, Elektrogeräte. Mit dem Rock'n'Roll erfasst die Jugend ein neues Lebensgefühl. 1957 eröffnet der erste Supermarkt, der Siegeszug der Discounter beginnt. Der Fernseher gruppiert die Wohnzimmer um. – Und plötzlich stellen sich neue Fragen: Wie soll man leben? Verlieren wir unsere kulturelle Identität an Amerika? Wie viel Freiheit braucht ein Kind, eine Ehe, ein Arbeitnehmer? Elvis Presley und Freddy Quinn geben unterschiedliche Antworten. 1967 ist die Bundesrepublik, wie wir sie kannten, im Rohbau fertig. Erstmals kommt ein deutscher Staat ohne höhere Idee aus als das Glück des Einzelnen. Eine Reise in die Lust und Mühen des Wirtschaftswunders – in die Welt der Käseigel, Neckermann-Kataloge und Stalingrad-Erinnerungen, der Gastarbeiter und eines neuen Politikertyps wie Kennedy oder Brandt, der Happenings und des Klammerblues. Als die Beatles 1967 «All You Need Is Love» singen, ist, mitten im Kalten Krieg, die Studentenrevolte bereits im Gange.

Harald Jähners fulminantes Porträt der jungen Bundesrepublik, einer Zeit, in der sich alles neu formierte – und die es neu zu entdecken gilt.

Harald Jähner, geboren 1953 in Duisburg, war bis 2015 Feuilletonchef der *Berliner Zeitung*, zugleich Honorarprofessor für Kulturjournalismus an der Universität der Künste Berlin. 2019 erschien das Buch *Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955*, das mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet wurde; es wurde in zahlreichen Ländern veröffentlicht, darunter USA und England, wo es für den renommierten Baillie-Gifford-Preis nominiert war. 2022 folgte *Höhenrausch. Das kurze Leben zwischen den Kriegen*, das wie *Wolfszeit* in viele Sprachen übersetzt wurde und im Programm der Bücher-gilde erschienen ist.

Harald Jähner

WUNDERLAND

Die Gründerzeit der Bundesrepublik 1955–1967

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt-Berlin Verlags, Berlin

Copyright © 2025 by Rowohlt-Berlin Verlag GmbH, Berlin

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2026

Einbandgestaltung: Cosima Schneider, Frankfurt am Main

Innengestaltung: Daniel Sauthoff

Satz Adobe Aldine bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7719-3

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

Inhalt

VORWORT

Die große Beschleunigung 9

ERSTES KAPITEL

Die Heimkehr der letzten Zehntausend:

Ankunft in einem fremden Land 17

Herleshausen 19

Moskau 23

Friedland 27

«Heimkehren ist schwerer als Weggehen» 34

ZWEITES KAPITEL

Unter vollem Dampf – Kohle, Öl und Gstarbeiter: die Zutaten des Wirtschaftswunders 37

Wie der Wohlstand klingt 39

Ein Wunder, das keines war 41

Unter Tage: Josef Stefaniak geht ins Gebirge 45

In dreihundert Millionen Jahren entstanden, in drei Minuten verfeuert –
miese Luft und beste Laune 50

Aus für die «Morgensonne» – Zechensterben mitten im Boom 56

Die Verrohrung der Welt 61

Mythologie der Tankstelle 67

Gstarbeiter – geballte Kraft aus dem Süden 72

«Zwei kleine Italiener», zu Hause am Bahngleis 76

Entscheidungszwang – aus Arbeitskräften werden Mitbürger 81

DRITTES KAPITEL

Habenichtse im Supermarkt: Deutschland lernt einkaufen – und über seine Verhältnisse zu leben 89

Das Glück der Wahlfreiheit 93

Josef Neckermann, Konfektionär der Volksgemeinschaft 99

Im Wartesaal zum großen Glück 108

Gurkenschiffchen und Mettigel 114

«Den Wagen da, in dem Sie sitzen, kann nur ein kluger Mann besitzen» 117

VIERTES KAPITEL

Kaum wieder satt, hadern Deutschlands

Intellektuelle mit dem Wohlstand 127

Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft: Kleider machen Leute 133

Künstliche Bedürfnisse? Ein beunruhigender Verdacht: Wohlstand kennt keine Sättigung 140

Ohne mich – von der Verzehrbarkeit öffentlichen Lebens 150

FÜNFTES KAPITEL

Ohnemichels Familie 155

Ehen am Ende: ein Rückblick auf die Sexualmoral des Nationalsozialismus und der Nachkriegsanarchie 160

Vier feste Wände und ein Leben ohne Sünde 165

Erschreckend nüchtern, aber sehr verlässlich 171

«In der Galeere des Glücks» – die berufstätige Hausfrau 174

Die gespenstischen Väter 181

Vaterrollen in der Politik: Adenauer und Kennedy 186

Wie miefig war es wirklich? 192

Zwölf Jahre Zuchthaus für ein bisschen Zärtlichkeit – für Homosexuelle war das Dritte Reich noch nicht zu Ende 198

SECHSTES KAPITEL

Vom Ohrenwesen zum Zuschauer:

Der Fernseher übernimmt das Familienleben 205

Wohin mit den Händen? 208

Die große Zeit des Hörspiels und der Grübeleien aus dem Nachtprogramm 212

AFN und BFBS: Der Geist des Rock 'n' Roll kam aus den Soldatensendern 218

Fernsehen – die Mittelschichtsgesellschaft bekommt ihren
mächtigsten Erzieher 231
Fernsehen und Nahsehen 235
Die hohe Kunst des Gesprächs – die Nation lernt, sich zu streiten 240

SIEBTES KAPITEL

Im Kalten Krieg: Ost- und Westdeutschland finden ihre Identität in Feindschaft 247

Wechselseitig zugesicherte Zerstörung 256
Die Deutschen rüsten wieder auf – diesmal gegeneinander 261
Feindbilder – mentale Folgen der Teilung 264
Forcierte Beheimatung: Der Mauerbau macht Ernst mit der DDR 269
Selbstbesinnung West – die Bundesdeutschen allein zu Haus 276
Russlandmythen 283

ACHTES KAPITEL

Der Chic der frühen Jahre – das Design der Demokratie 293

Ein Maler sucht seinen Weg: Gerhard Richter 295
Scheinbar schwellenlos – der Kanzlerbungalow 307
Die Schönheit perfekter Verwaltung – das Büro als Wohnideal 311
Neue Heimat – Wiederaufbau und Gedächtnisverlust 316
Aus Pinschern werden Löwen 323
Die Geburt des Jungfilms aus dem Geist der Vergnügungssteuer 331

NEUNTES KAPITEL

Zum Rückblick gezwungen: Eichmann in Jerusalem, Auschwitz in Frankfurt 341

Das Ende des Schweigens 347
«All die Dissertationen, die über mich geschrieben werden» –
der Prozess in Israel 351
«Es war der Apparat» – Reaktionen der deutschen Presse 356
«Da hat es schon Ohrfeigen gegeben» – der Frankfurter
Auschwitzprozess 361

ZEHNTES KAPITEL

Die Jugend drückt die Pausetaste 371

Im Treibhaus: Die Beatles in Hamburg 373

Musikalische Selbstermächtigung: Die Stunde der Amateurbands 379

Gammler und Playboys trotzen dem Leistungsprinzip 381

Neues Leitbild für Männer: Der schlaffe Haro 389

Jukebox 392

Aufstand der Sorglosen 393

«Arbeit am Begriff» 404

Stabilität und Experiment – die Ära Brandt resümiert das

Wirtschaftswunder 409

Anhang 415

Anmerkungen 417

Literatur 451

Register 467

Dank 476

Bildnachweis 478

Vorwort: Die große Beschleunigung

Willy Reichel aus München erblickte im Dezember 1957 den Bundespräsidenten Theodor Heuss auf der Titelseite der Illustrierten «Quick». Was er da sah, gefiel ihm nicht. Er setzte sich an seine Schreibmaschine und schrieb Heuss einen Brief: «Eine sehr wichtige Einzelheit Ihres Titelbildes missfällt mir sehr. Die Ärmel Ihres Fracks sind zu lang und die Manschetten des Hemdes zu kurz. Bei einem Frack besonders darf der Ärmel nie so lang sein, dass er auf den Handrücken aufstößt. Es müssen ca. 1½ cm von der weißen Hemdmanschette zu sehen sein. Ich will meinen Bundespräsidenten, den ich sehr verehere, sehr korrekt angezogen sehen. Mit freundlichen Grüßen, der Ihre Willy Robert Reichel». Er fügte noch die Empfehlung hinzu, künftig «in der Außenbrusttasche des Fracks ein weißes Taschentuch oder aber eine weiße Nelke im Knopfloch zu tragen».¹ Eine weiße Nelke wirke immer frisch und elegant.

Fünf Tage später traf die Antwort aus dem Bundespräsidialamt ein, unterzeichnet vom persönlichen Referenten Hans Bott, nach Absprache und Diktat von Heuss: «Sehr geehrter Herr Reichel! Der Herr Bundespräsident hat Ihren Brief mit Vergnügen gelesen und war leicht gerührt über die Sorge, die Sie sich mit seinem Anzug gemacht haben. Es ist die gleiche Sorge, die sich auch manche Menschen seiner näheren Umgebung machen, nur er selber (leider?!?) gar nicht. Er hat ja schon einmal in einer veröffentlichten Rede gesagt, dass es nicht sein Ehrgeiz sei, der «Mannequin der Bundesrepublik» zu sein. Und nun gar das weiße Taschentuch in dem, was Sie «Außenbrusttasche» nennen, werden Sie ihm nicht beibringen können. Das haben schon zahllose Leute versucht. Dr. Heuss aber pflegt in solchen Fällen zu behaupten, dass er nicht schwitze, und

den Wunsch, <sehr elegant> zu wirken, hat er noch nicht in seine Weltanschauung aufgenommen. Ich fürchte, Sie müssen resignieren!»²

Dieser Briefwechsel passt zu dem geläufigen Bild, das wir uns von den fünfziger Jahren machen, insofern hier jemand ganz genau weiß, was korrekt ist und was nicht, und das Korrekte ihm offensichtlich das Allerwichtigste ist. Andererseits verblüfft, wie frank und frei er «seinem» Bundespräsidenten Ratschläge zur angemessenen Kleidung erteilt. Auch dass er diese gewisse Unverfrorenheit mit der Bedeutung rechtfertigt, die der Bundespräsident nun einmal für ihn habe, passt nicht unbedingt zur politischen Lethargie, die man den Aufschwungsjahren nachsagt. Sieht so Untertanengeist aus?

Die Antwort aus dem Bundespräsidialamt wiederum verblüfft durch ihre heitere Gelassenheit, ihre vornehme Ironie und ihren warmen, lebensnahen Ton. Von steifem Amtsdeutsch keine Spur.

Die Jahre zwischen 1955 und 1967 bilden das sogenannte Wirtschaftswunder. Nie zuvor wurden so viele Menschen in so kurzer Zeit so wohlhabend. Nie wieder wurden so viele Kinder geboren. Aber es wurden auch nie wieder so viele Überstunden gemacht, so viele Doppelschichten gefahren, so viel Alkohol getrunken, um herunterzukommen. «Wer wird denn gleich in die Luft gehen?» war einer der bekanntesten Werbeslogans dieser Zeit allumfassender Beschleunigung. Nervosität war ihr Preis, Gemütlichkeit ihr selten erreichtes Ideal.

Zu Beginn dieses hier erzählten langen Jahrzehnts trugen fast alle Männer Hüte, am Ende kaum noch einer. Begegneten sich Männer auf der Straße, lupften sie den Hut zur Begrüßung. Wie hoch, hing von der Herzlichkeit und Bedeutung ab, die man der Begegnung zubilligte. Unwürdigen Personen gegenüber blieb der Hut auf dem Kopf; bei entfernten Bekannten reichte eine ange-deutete Berührung der Krempe, Vorgesetzten und Würdenträgern gegenüber wurden die Hüte deutlicher gen Himmel gehoben. Eine ganze Palette von Gefühlen war mit dem Hut-Signal auszudrücken,

ähnlich dem, was der Hund mit seinem Schwanz macht. Im Hutziehen schwang noch die ritterliche Etikette mit, den Helm abzunehmen, um Friedfertigkeit zu bekunden und seinen Mitmenschen ein ungeschütztes Haupt zu präsentieren.

Gegen Ende der sechziger Jahre blieben die Häupter unbedeckt, der Hut wurde eher peinlich. Zwar trugen nur modebewusste junge Männer die Haare wirklich lang, aber auch die Älteren wollten zumindest nicht mehr verstecken, was sie an Stoppeln und Strähnen zu bieten hatten. Das Männerhaar wurde zu einem herausragenden Medium der Selbstdarstellung, signalisierte unterschiedliche Lebenseinstellungen und war entsprechend umkämpft. Ungezählte Prügel und Beschimpfungen setzte es wegen der langen Jungenmähnen.

Man mag solche Details für nebensächlich halten, aber sie markieren, dass sich Fundamentales änderte in einer Zeit, die doch nur geradlinig voranzuschreiten schien.

Das Jahr 1955 beendete in vieler Hinsicht die unmittelbare Nachkriegszeit. Das Besatzungsstatut wurde aufgehoben, die Bundesrepublik Deutschland erlangte Souveränität. Nur für Notstandszeiten behielten sich die Alliierten vertraglich vor, wieder die Kontrolle zu übernehmen. Die Bundeswehr wurde gegründet, die Bundesrepublik trat der Nato bei und nahm diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion auf; mit der Heimkehr der letzten zehntausend Kriegsgefangenen aus Sibirien und dem Ural beginnt dieses Buch. Die Lufthansa nahm ihren Verkehr wieder auf. Erstmals wurde wieder mehr Butter als Margarine gegessen, mehr Bohnenkaffee als Surrogat getrunken, für viele Westdeutsche eine entscheidende Wendemarke.

«Wir freuen uns, die Nachricht bringen zu können, die Welt wird heiter!», schrieb das Zeitgeistmagazin «magnum» 1955 und verkündete einen «Wechsel in der Signatur der Zeit». Dieses Jahr war das wachstumsstärkste der deutschen Geschichte. Um heute sagenhaft wirkende zwölf Prozent stieg die Wirtschaftskraft, um

fast zwanzig Prozent der Kraftfahrzeugbestand. Der Ausdruck «Wirtschaftswunder» verrät die beträchtliche Dosis Ungläubigkeit, die damit einherging. Aber unbeirrt ging es weiter, mit durchschnittlichen Jahreswachstumsraten von 6,4 Prozent. Das Wunder wurde selbstverständlich. Erst 1967 machte ein vorübergehender Konjunkturreinbruch den Menschen deutlich, dass ihre inzwischen erworbene Sorglosigkeit auf Illusionen beruhen könnte.

Die Aufschwungsjahre prägen das Selbstverständnis der Bundesrepublik bis heute. Sie bleiben, so außerordentlich sie auch waren, Wegmarken des Möglichen. Sie leben, wenn nicht in unseren Erfolgen, so doch in unseren Ansprüchen weiter. Die berauschten Einnahmen sind weg, die Erwartungen an den Wohlfahrtsstaat aber geblieben. Allein die Sorge über die damit einhergehende chronische Staatsverschuldung macht die Erinnerung an das vermeintliche Wirtschaftswunder zu einer erhellenden Erfahrung. Dieses Buch erzählt, wie der Wohlstand erarbeitet wurde; es führt in die Welt der Bergleute und der Stahlindustrie, in die Schwefelschwaden des Ruhrgebiets und die Mythologie der fossilen Energieträger Kohle und Erdöl. Kosten und Nutzen hielten unerbittlich die Balance und fallen uns noch heute zur Last. Dass die Emissionen des einzigartigen Booms wortwörtlich den Atem raubten, nahm man als unabwendbar in Kauf. Zu erleben ist die Entstehungsgeschichte eines fatalen Achselzuckens.

Die Gründerzeit der Bundesrepublik war geprägt durch den Genuss, aber auch von der Verdammung der Konsumgesellschaft. Zu den eigenartigen Phänomenen des Aufschwungs gehörte, wie rasch man des Wohlstands überdrüssig wurde, den eigenen angenommen. Der «satte Wohlstandsbürger» wurde zur Zielscheibe des Grolls von links und rechts, so als wäre Hunger eine moralische Kategorie. Ein Gefühl der inneren Leere lastete auf der jungen Republik, zu der die Wonnen des Verzehrens nicht recht passen mochten. Die Teilung des Landes, die im Nationalsozialismus begangenen Verbrechen, der verlorene Nationalstolz – wie brachte

man das zusammen mit der heiteren Wohlstandswelt und einer Wirtschaftsdynamik, die ständig neue Wünsche, neues Begehren entfachte?

Sogar Ludwig Erhards Redenschreiber Rüdiger Altmann empfand die Bundesrepublik zunächst als einen «Staat ohne geistigen Schatten»³, als ein «Land, das vom Nichts angeweht ist» und dringend «geistige Deutung» brauche. Es gebe «wenige moderne Länder, deren Menschen ähnlich ratlos vor der Gesellschaft stehen, zu der sie selbst gehören», schrieb Ralf Dahrendorf noch 1965.⁴ Die Jahre des Aufschwungs lassen sich auch als solche eines Landes auf der Suche nach sich selbst beschreiben. Was war das für ein seltsames Volk, das nicht mehr an den Kaiser und den Führer glaubte, sich selbst aber auch nicht recht trauen konnte?

Der Soziologe Helmut Schelsky sprach in den fünfziger Jahren von der «nivellierten Mittelstandsgesellschaft» – ein Begriff, in dem sich weite Teile derselben wiederfanden. Hatte die «soziale Marktwirtschaft» auf friedlichem Weg die klassenlose Gesellschaft geschaffen, wie ihr erfolgreichster Einkleider, der Versandhaushändler Josef Neckermann, behauptete? Die alten Bildungseliten machten da zunächst nicht mit. Gut angezogen seien die einfachen Leute zwar jetzt, aber dafür vorlaut und anmaßend, hieß es unter Journalisten, Pfarrern und Professoren. Besorgt beobachteten sie eine «wachsende Herrschaft der Halbbildung» und eine «Zerbröckelung der Kulturpyramide»⁵, auf der sie bislang ganz oben gestanden hatten. Doch binnen weniger Jahre wurde Standesdünkel unfein. Kulturell passten sich das Oben und Unten der Republik aneinander an; der Ton der Eliten verlor seine Geschraubtheit, der von unten seine Primitivität. Die Nivellierung schritt voran. Wie viel wurde dadurch gewonnen, wie viel aber auch verloren?

Das Abenteuer des Fernsehens begann und hielt die Menschen in ihren Wohnungen. Radio und Fernsehen standardisierten die Umgangsformen und ebneten die Unterschiede zwischen den Regionen ein, verfeinerten aber auch die Kunst des Gesprächs

und des Streitens. Der Jugend gab der deutsche Rundfunk allerdings nichts. Weil die Redakteure sich als Erzieher begriffen und sich weigerten, die Musik zu spielen, die die Leute hören wollten, flüchteten die Jungen zu den alliierten Soldatensendern. AFN und BFBS schlossen Deutschland an den Popkosmos an, der von Elvis Presley, Chuck Berry und Dionne Warwick belebt wurde. Was bedeutete es, wenn ausgerechnet Besatzungssender eine Musik lieferten, die als Rebellion und Befreiung empfunden wurde?

Westdeutschland, und in gewisser Weise auch die DDR, wurden eingebettet in einen internationalen Strom popkultureller Erregungen, die immer neue Ansprüche an die Lebensintensität, an die Selbsterfahrung, ans eigene Ich und an die Moral stellten. Das Konsumangebot differenzierte die Palette möglicher Lebensstile immer mehr aus. Die Welt der grauen Mäuse wurde bunt, schrill, vielfältig und widersprüchlich.

Eine konformistisch geprägte Gesellschaft des Mangels wandelte sich in nur wenigen Jahren in eine des Überflusses, bestimmt von Individualismus und Hedonismus. Demokratie wurde zu einem Begriff, der zunehmend auch in der Schule, am Arbeitsplatz, in der Familie und in der Universität eingefordert wurde. Gegen- und Subkulturen entstanden, die auf ihre Jugend pochten und sich schließlich auf Basis der allgemeinen Sorglosigkeit die längste Pubertät der Geschichte genehmigten. Als Willy Brandt 1969 mit dem Slogan «Mehr Demokratie wagen» Kanzler wurde, läutete er weniger eine neue Ära ein, sondern fasste die Energien und Bedürfnisse der vergangenen Jahre zusammen: «Wir stehen nicht am Ende der Demokratie, wir fangen erst richtig an.»⁶

Und heute? Die Gründerzeit der Bundesrepublik hat in rasanter Dynamik die Phänomene geschaffen, die uns noch immer beschäftigen und bedrängen. Wie in einem Brennglas zeigen sich im großen Boom die Stressfaktoren und Glücksmomente von Wachstum und Wohlstand. Damals stank und qualmte es zwar mehr als heute, die Folgen der Emissionen sind uns aber auf viel beklemmendere

Weise bewusst. Arbeiten im Akkord und «Überstundenkloppen ohne Ende» bildeten eine weitverbreitete Haltung, die uns zu unserem Glück inzwischen fremd geworden ist. Aber wie realitäts-tüchtig ist das? Für die Debatten über die Work-Life-Balance ist das «Wirtschaftswunder» mitsamt seiner Ausfallerscheinungen ein erhellendes Anschauungsobjekt. Der Staat gewöhnte sich in der langen Periode des exorbitanten Aufschwungs an finanzielle Handlungsspielräume zur Sicherung des sozialen Ausgleichs, der Renten und der Kultur, die zu reduzieren enorm schwerfällt.

Auch die Feindbilder zwischen Ost- und Westdeutschen, die während der Teilung entstanden, liegen noch immer auf der Seele. Und der Kalte Krieg zwang den nach zwei Weltkriegen endlich restlos friedfertig gewordenen Deutschen Fragen der Selbstverteidigung auf, die heute wieder ganz ähnlich – und ähnlich erbittert – diskutiert werden. Selbst die Drohung der USA, sich aus Europa zurückzuziehen, falls man sich dort nicht stärker an den Rüstungskosten beteilige, schwebte schon damals über der Bundesrepublik. Und die im Guten wie im Beklemmenden zentrale Rolle der Familie in der frühen Nachkriegszeit wirft ein helles Licht auf die sozialen Bindekräfte heute und die Kraft, die es abverlangt, allein zu leben. Was taten unsere Eltern und Großeltern, damit wir so wurden, wie wir sind?

Die verbreiteten Sorgen über die Zukunftsfähigkeit der Republik lassen mit neuem, geschärftem Blick auf die Kinderjahre schauen, die ihren Charakter formten. Sie waren so, wie Kinderjahre sein sollen: sorglos und schon deshalb voller Konflikte.

ERSTES KAPITEL

Die Heimkehr der letzten Zehntausend: Ankunft in einem fremden Land

«Das Gemeinsame kann zwar nicht
aus dem Boden gestampft werden,
aber an seinem Entstehen ist der
Wille nicht unbeteiligt.»

FRIEDRICH SIEBURG, 1954

Herleshausen

Ein eigenartiger Güterzug fuhr am 12. Oktober 1955 quer durch die DDR, Waggons verschiedener Bauart, beladen mit vierhundertzwölf unruhigen Männern, aufgeregt vor Sorge, Vorfreude, Ungewissheit und Angst. Ganz vorn, hinter der Lok, ein komfortabler Schnellzugwagen mit bewaffneten russischen Transportoffizieren. Seit sie am frühen Morgen die polnische Grenze bei Frankfurt an der Oder überquert und Deutschland erreicht hatten, waren die Gedanken in den Güterwaggons finsterer, die Stimmung gedrückter. In Russland und Polen waren die Gefangenen bei den kurzen Aufenthalten noch gut versorgt und freundlich behandelt worden, im sozialistischen Ostdeutschland aber empfangen sie Kälte und Schikanen. Essen und Trinken gab es nicht mehr, die primitiven Schiebetüren mussten auch bei den Pausen auf Abstellgleisen geschlossen bleiben, es wurde geschnauzt und gehöhnt. «Die kommen sowieso wieder in ein Arbeitslager», rief einer so laut, dass man es in den Waggons deutlich hörte. Dumpfe Verzweiflung brach unter den Leichtgläubigeren aus. Hatten die Russen sie etwa doch belogen, und es sollte nach zehn, zwölf Jahren sowjetischer Lagerhaft in erneute Gefangenschaft gehen, diesmal in der DDR?

Nach quälend langen Zwischenstopps rollte der Zug endlich am frühen Morgen in den Bahnhof Herleshausen ein. Es war für Oktober ziemlich kalt, minus fünf Grad. Herleshausen, ein typisches Fachwerkdorf im armen Nordhessen, hatte eine gewisse Bedeutung erlangt, weil es den einzigen Grenzübergang von Hessen nach Thüringen bot, einen tristen Posten mit wenigen Baracken, schlecht asphaltiert, auf offener, zugiger Flur. Zwei primitive Schlagbäume und ein weißer Strich trennten den Westen vom Ostblock, trennte die Truppen der Nato von denen des feindlichen

Warschauer Pakts. Dramatisch ging es am Grenzübergang allerdings selten zu, deprimierend fast immer: Lustlos, misstrauisch, patzig und auf angespannte Weise überkorrekt versahen die Grenzbeamten ihren Dienst. An diesem Tag allerdings war der Bahnhofsvorsteher von Herleshausen außer sich vor Freude. Nach zehn Jahren Langeweile ohne regulären Zugverkehr hatte er endlich mal wieder eine richtige «Zugbehandlung» durchzuführen.

Ein Legationsrat des Auswärtigen Amtes aus Bonn stand bereit, um die erste Begrüßung der Heimkehrer vorzunehmen. Das Rote Kreuz hatte belegte Brote und Tee auf Campingtischen drapiert, ein rasch zusammengezimmertes Holztor, blumengeschmückt, sollte das Tor zur Freiheit symbolisieren. Der Schustermeister Wenk, in Herleshausen nebenbei für das Glockenläuten zuständig, war in den Kirchturm gestiegen und ließ es unablässig tönen.¹ Die sowjetischen Offiziere kontrollierten ein letztes Mal die Entlassungsscheine, dann konnten die Männer die elenden Wagen endlich verlassen und kamen zögernd heran; sie schüttelten die Hände des Herleshausener Pfarrers, des Bonner Legationsrats, der vielen Sanitätsschwestern. Manche fielen ihnen sogar um den Hals. Die meisten fühlten sich dazu allerdings zu schmutzig in ihren wattierten Lagerjacken; sie waren in der Lagerhaft ängstlich und weltschou geworden. Unsicher bestiegen sie die bereitgestellten Busse, die in langer Reihe auf den Weitertransport ins Aufnahmelager Friedland warteten, wo der Hauptakt der Empfangszeremonie stattfinden sollte.

Bis gestern waren sie «Plennis» gewesen, wie sie sich selber nannten – nach dem Begriff *Wojna Plenni* für Kriegsgefangene. Noch ein paar Stunden, dann sollten aus den Plennis Bürger der Bundesrepublik werden. Zehn Jahre und mehr waren sie zu einer rechtlosen grauen Masse zusammengeschmolzen, gewohnt, hin und her geschubst zu werden, beim Gehen kräftesparend zu schlurfen und nicht aufzufallen. Sie kamen aus Lagern wie Workuta, Stalino-gorsk oder der Stadt Asbest, aus Kohlegruben, Aluminiumhütten, Papiermühlen und Steinbrüchen. Überlebende von Ausbeutung